

Theodor Sickel's Beziehungen zu Tirol

zu seinem 100. Geburtstag, 18. Dezember 1926,

betrachtet von

Wilhelm Erben

Theodor Sickel hat sich niemals mit landesgeschichtlichen Zielen begnügt, seine Forscherarbeit und sein Leben tragen einen weiten, über das gesamte Abendland ausgedehnten Zuschnitt. Paris und Rom, Wien und Berlin waren die Brennpunkte seiner Bahn. Als Schöpfer und langjähriger Leiter des österreichischen historischen Institutes in Rom, als der große Lehrmeister, der die Urkundenlehre neu zum Leben erweckt und am Wiener Institut eine ganze Schar von Schülern erzogen, bleibt er der gelehrten Welt unvergeßlich. In besonderem Sinn hat aber doch auch Tirol seine eigenen Beziehungen zu dem vielgewanderten Meister. Die Universität Innsbruck zählte durch fast vier Jahrzehnte, 1878 bis 1917, unmittelbare Schüler von Sickel zu ihren Lehrern und hatte so neben Wien am meisten Gelegenheit, sich seiner Forschungsrichtung und Lehrweise anzuschließen. Und auch in Sickels Leben hat Tirol eine Rolle gespielt, ihm gelehrte und rein menschliche Anregungen gegeben, an die zu erinnern sich verlohnt.

Am nächsten liegt es, dabei an Julius Ficker zu denken, dem die Innsbrucker historische Schule noch tiefer verpflichtet bleibt als ihm, und dessen Leben gleichsam den unentbehrlichen Hintergrund abgibt, um das Leben Sickels zu würdigen: Zwei Norddeutsche, die im gleichen Jahr geboren, im gleichen Jahr zum ersten Mal den österreichischen Boden betraten, deren Arbeit oftmals den gleichen Aufgaben zugewandt war, deren Schicksale und Gedanken aber doch weit von einander abwichen und in der Nachwelt ganz ungleiche Bilder hinterlassen haben. Ihr Lebensweg war enger verbunden, als es scheinen möchte, erst der volle Einblick in den literarischen und brieflichen Nachlaß beider wird das richtige Maß ihres Verhältnisses herstellen. Als im Jahre 1907 Julius Jung seinem Lehrer

Ficker das große biographische Denkmal aufrichtete, war Sickel noch am Leben und die Rücksicht auf ihn mag dazu beigetragen haben, daß dort nur wenig von den engeren Beziehungen der beiden gesagt wurde. Aus Sickels Nachlaß ergibt sich, daß von 1865 bis wenigstens 1883 ein reger, vertrauensvoller Briefwechsel die beiden Männer verband. Als Sickel im September 1865 nach Innsbruck kam, traf er dort Ficker nicht an. Es war die Zeit, da das dritte Additamentum zu den Regesten Ludwigs des Bayern erschien, die erste Gabe aus dem Nachlaß des zwei Jahre zuvor verstorbenen Johann Friedrich Böhmer. Ficker, der diese Nachlaßverwertung fortsetzend sofort daranging, die von Böhmer gesammelten Urkunden in den Acta imperii zu vereinen und einen Plan für die Fortsetzung der Regesten zu entwerfen, bedauerte es gerade in diesem Augenblick sehr, Sickel verfehlt zu haben, weil er sich über diese nun an ihn herantretenden Aufgaben gerne mit Sickel besprochen hätte. Er schrieb ihm hierüber am 11. November 1865, Sickel antwortete sofort mit einem ausführlichen Briefe. Von diesen rein sachlichen Erörterungen über die Einrichtung der wissenschaftlichen Arbeit geht der nun einsetzende Briefwechsel bald auch auf Einzeluntersuchungen, die beide Teile beschäftigten, oder auf Arbeitspläne, bei denen der eine die Hilfe des anderen suchte, über. Die Frage nach der Echtheit der Kaiserprivilegien für die römische Kirche, die Sickel 1883 in einem berühmten Buche bejahend löste, wird zwischen ihm und Ficker schon 1866 brieflich eingehend erörtert. Als Ficker 1878 nach Paris und im folgenden Jahr wegen der Registerexcerpte Friedrichs II. nach Marseille ging, machte er von den Ratschlägen und Empfehlungen des in Frankreich besser bewanderten Wiener Kollegen Gebrauch. Umgekehrt hat Ficker ratend eingegriffen, als Sickel sich den Zutritt zu dem gräflich Arco'schen Archiv verschaffen wollte, aus dem er dann im September 1869 die Korrespondenz des kaiserlichen Gesandten am Trienter Konzil hervorholte; es war Ficker, der ihn zu

diesem Zweck an den Münchner Juristen Berchtold wies, der einst Hauslehrer bei einem jungen Grafen Arco gewesen, auch mit Sickel von einem Münchner Zusammentreffen bekannt war und der nun gerne die notwendige Verbindung mit der Familie und die Gewährung des Ansuchens vermittelte. In späteren Jahren, als die gemeinsamen Schüler den brieflichen Verkehr der beiden Schulen übernahmen, mag der unmittelbare Briefwechsel Fickers mit Sickel geringer geworden sein, aber die in Innsbruck erscheinenden Mitteilungen des Wiener Institutes, die 1880 ins Leben traten, wurden ein Denkmal des engen Einvernehmens, das Sickel und Ficker begründet hatten.

Als sich Sickel mit seiner Gemahlin, der Tochter Gottfried Sempers, im Jahr 1901 nach dem bewegten letzten Jahrzehnt seiner Amtstätigkeit, die er in Rom wie der wissenschaftliche Gesandte Österreichs verbracht hatte, seinen Ruhesitz auf Tiroler Boden wählte, um (nach einem schönen Worte Alfred Dove's) „da, wo die Sonne Merans den Saum des deutschen Sprachgebiets vergoldet“ ein Leben zu überdenken, das in treuer, glücklicher Arbeit dem Dienst unserer Wissenschaft geweiht war, standen für Sickel andere Erinnerungen im Vordergrund. Er hat in Meran, namentlich in dem Jahr, das das achte Jahrzehnt seines Lebens abschloß, sehr ernstlich an der Niederschrift solcher Erinnerungen gearbeitet. Dazu gaben der Briefwechsel mit dem kleinen Kreis derer, die dem von Einfluß und Wirkung ausgeschalteten auch weiter treu blieben, und die Besuche der nun an mehreren Universitäten tätigen Schüler Gelegenheit zum Meinungs-austausch. Wenn auch mit Ficker selbst sich keine Berührung mehr ergab, andere Innsbrucker kamen gerne, um Sickel zu besuchen, seiner immer noch lebensvollen und packenden Erzählung zu lauschen, die den Jüngeren eine Quelle der Belehrung, ihm selber aber das beste Heilmittel in all den kleinen Leiden des Alters war. Einem Mann von solcher Art tat es besonders wohl, in Meran entgegenkommende Freunde zu finden, die ihn,

wie es bei Dr. Piffel und dessen Frau zutraf, an ihrer Geselligkeit teilnehmen ließen, oder mit Altersgenossen zusammen zu sein, mit denen ihn gemeinsame Gedanken verbanden. Im ersten Winter und Frühjahr war in Meran Lord Acton sein Nachbar, der gute Kenner deutscher Geschichtswissenschaft, der ihn auch durch seine kirchensgeschichtliche Stellung anzog. Denn Acton hatte die Verhandlungen des Vatikanischen Konzils aus nächster Nähe, mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt und an Döllingers Seite an dem literarischen Kampf gegen die Konzilsbeschlüsse teilgenommen, während zu gleicher Zeit Sickel sich mit der Geschichte des Trienter Konzils beschäftigte. Im September 1869 hatte Sickel auf einem Weingut nahe von Arco die Korrespondenzen jenes kaiserlichen Gesandten am Trienter Konzil studiert und, als Acton, mit der gräflich-Arco'schen Familie verschwägert, diese Archivbestände nach München bringen ließ, im nächsten Frühjahr in Döllingers Hause seine Studien fortgesetzt, vielfach belehrt von dem weitausgebreiteten Wissen des Stiftspropstes, der mitten im Kampf gegen die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit die großen geschichtlichen Zusammenhänge der zu entscheidenden Frage, auf Grund der Quellen, überblickte. So mochte Sickel an dem englischen Lord und Cambridger Professor einen willkommenen Gefährten für das Alter gefunden zu haben meinen. Allzu früh, schon im Sommer 1902, der auch Ficker hinwegnahm, beraubte ihn Actons Tod dieser Hoffnung.

Die Schönheit und die gesunde Luft von Meran brachte indes mancherlei Ersatz. Den Verkehr mit dem Berliner Universitätsgewaltigen, Friedrich von Althoff, der über Gegenwart und Zukunft der akademischen Welt am besten unterrichtet war, hat Sickel nur mit größter Zurückhaltung aufgenommen. Statt dessen ergab sich gelegentliches Zusammentreffen mit dem Berliner Nationalökonomenschmoller und regelmäßige Verbindung mit dem Bonner Kirchenrechtslehrer Friedrich von Schulte, der einst selbst in öster-

reichischen Diensten gestanden und dann ein Führer der altkatholischen Bewegung geworden war. Gleichwie mit Schulte in kirchengeschichtliche Fragen, so konnte er mit Armand Freiherrn von Dumreicher und anderen Parlamentariern sich in die österreichische Politik vertiefen, der er trotz seines preußischen Heimatgefühls schon seit seinem ersten Eintritt in österreichische Verhältnisse einen warmen inneren Anteil entgegenbrachte, deren pflichtgemäße Vertretung er in vorbildlicher Weise mit seinem deutschen Gefühl verband. Aber auch ein Freund aus den weitzurückliegenden Wanderjahren seiner Jugend fand sich in Meran ein. Es war Rudolf Lindau, der weitgereiste Novellist und Diplomat, der sich einst gleich Sichel seine Gymnasialbildung an dem Pädagogium zu Unserer Lieben Frauen in Magdeburg geholt, der dann mit ihm um 1853 in Paris vergnügte Jugendtage verlebt hatte, den Sichel nach langer Trennung 1877 im Dienste der deutschen Botschaft zu Paris wiedersah. Bis 1858 waren die beiden in vertrautem Briefwechsel gestanden und Lindau hat damals Sichel in literarische Arbeit hineinzuziehen getrachtet. Nun mag es ein merkwürdiges Wechselspiel der Erinnerungen gewesen sein, wenn auf traulichem Spazierweg oder beim Besuch in dem befreundeten Hause Piffel der berühmte Gelehrte, der aus dem protestantischen Pfarrhaus zu gnädigen Audienzen bei Kaiser und Papst emporgestiegen, seine Erfahrungen mit dem Gehilfen Bismarcks austauschte, der in fernen Erdteilen den Stoff für seine nicht minder gelesenen Herzengeschichten gefunden hatte.

Wer es mit dem Spruch von der Stätte, an der ein guter Mensch gewilt, ernst meint, der darf in Meran auch solcher Beziehungen nicht vergessen, sie gehören mit zu der geistigen Geschichte der burgen- und rebenumschlossenen Stadt an der Passer; der 80. Geburtstag von Theodor Sichel, der hier die Glückwünsche aus Nah und Fern empfing, ist auch ein Ehrentag für Meran. Aber für Sichel selbst bedeutet das alles doch nur einen schönen, etwas wehmütig

gestimmter Nachklang der Vergangenheit. Eine andere Rolle spielte in dem Leben des Gelehrten Bozen und seine Umgebung. Sichel hat freilich niemals dauernd dort gelebt, aber alte und neue Fäden verbanden ihn auch mit dieser Stadt. In Klobenstein bei Bozen hatte einst der langjährige Sekretär des deutschen archäologischen Institutes in Rom Joh. Heinr. Wilhelm Henzen seinen ständigen Sommersitz gehabt. Mit ihm und seiner Pflegetochter, Fräulein Rosine von Kopf, der Schwester des Bildhauers Josef von Kopf, der auf einer Tischplatte beim Sandwirt zu Klobenstein den ganzen Henzen'schen Kreis verewigt hat, haben Sichel und seine Frau im Winter 1885/86 in Rom viel verkehrt. Henzens Haus und sein Institut mögen für Sichel, der damals im Begriff stand, einem österreichischen Institut in Rom den Boden zu bereiten, in mancher Hinsicht vorbildlich geworden sein, und auch als Henzen kurz nach seinem Rücktritt vom Amte im Jänner 1887 starb, dauerten die herzlichen Beziehungen zu Fräulein Rosine, welche die Gattin des Rittmeisters und nachmaligen Obersten von Pütz wurde, weiter. Das Pütz'sche Ehepaar, das sich selbst in Bozen ansiedelte, war für Sichel der eine Anziehungspunkt in Bozen. Daneben liefen aber noch andere Beziehungen zu Bozen, die viel weiter zurückreichten.

Es war zu Anfang des Jahres 1855, daß der 28jährige Sichel in Venedig, wohin ihn die Arbeit geführt hatte, mit dem aus Hamburg in Bozen eingewanderten Chemiker Wendlandt, seiner jungen Frau und deren Mutter, Frau Scholwin aus Hamburg bekannt wurde. Beim Venezianerwein und in den Mondscheinnächten am Lido gab es fröhliche Faschingslaune, die Männer einten sich zu vertraulichem „Du“ und Frau Scholwin trug sich scherzend an, auch dem munteren Doktor die passende Frau zu suchen. Nach mehr als zwei Jahren, im September 1857 machte Sichel, nun als neubestallter Professor eher in der Lage, auf solche Pläne einzugehen, seinen ersten Besuch in Campil bei Bozen. Von dort her ist ihm der geschäubte Turm,

die Terrasse, auf der man am Abend weilte, und vor allem die junge, heitere, feingebildete Schloßfrau unvergeßlich geblieben. Er sah sie 1859 und 1860 in München, 1869 in Innsbruck wieder, und als Sickel im Sommer 1873 Anna Semper heimgeführt hatte, knüpften auch die Frauen an: 1874 und wieder 1875 machten Sickel's zu zweit Besuch im Hause Wendlandt. Frau Minna Otilie war inzwischen Witwe geworden, ihr Gatte starb im Oktober 1871, sie hat ihn um volle 36 Jahre überlebt, und so war sie, die nicht an Lebensjahren, aber an Jahren der Bekanntschaft älteste Freundin Sickels auch in den Meraner Jahren, bis ein halbes Jahr vor seinem eigenen Ende seine Nachbarin. Oft genug mögen sie sich damals gesehen und hier oder dort besucht haben. In jüngeren Jahren aber war es eine schriftlich gepflegte Freundschaft, und die stattliche Reihe von Briefen, die aus ihr erwuchs, darf zu den schönsten Denkmälern für Sickel's Geistesart, ja zu den schönsten Zeugnissen eines geistigen Bundes ebenbürtiger Menschen gezählt werden. Was Frau Wendlandt schrieb, mag Sickel an anderer Stelle bewahrt haben; die drei Brieflein von ihrer Hand, die sich unter seine wissenschaftlichen Briefe verirrt haben, lassen nur wenig von dem regen Geist dieser Frau erkennen. Aus Sickels Briefen an sie strahlt ihr Bild heller. Er hat ihr mancherlei Anreden gegeben, am liebsten nannte er sie wohl den Kobold vom geschäubten Turm und vom Lido, und Anspielungen auf die „petite Fadette“ gelten, wenn auch in anderes Gewand gekleidet gewiß ihrem schlagfertigen, allzeit zu lustigem Krieg geneigten Wesen. Aber mit der studierten Frau, die auf ihrem Briefbogen die Eule und das Künstlerzeichen der drei Schilde führte, vermochte ein Mann der Wissenschaft auch ernstere Dinge brieflich abzuhandeln. Sickel hat ihr im Februar 1870, erfüllt von seiner eigenen Beschäftigung mit den Fragen des Konzils, brieflich eine weitblickende, von innerster Anteilnahme erfüllte Vorlesung über die Frage der Unfehlbarkeitserklärung gehalten, voraussehend, daß wir „noch mehr als eine

Campagne vor uns" haben, nur bedauernd, daß er bloß in so kleinem Kreise seine Überzeugung verfechten, „seinen Mann stehen" könne. „Könnte ich doch mit Ihnen" so schließt er, „über alles das plaudern". Und als zwei Jahre darnach die Entscheidung, ob er einem Ruf nach Berlin folgen oder in Wien ausharren solle, an ihn näher heranrückte, da war es Frau Wendlandt, der er sein Herz ausschüttete. Der lange Brief vom 18. Jänner 1872 läßt besser als Zeitungsaufsätze und amtliche Erklärungen in den Kern seines politischen Denkens, seine Überzeugung von der Notwendigkeit eines deutschen Österreich hineinsehen, und er ist über das Persönliche hinaus ein Dokument der deutsch-österreichischen Gesinnung, mit der er verwachsen war. Seine Bozner Freundin muß auch für diese Dinge, vielleicht durch den Umgang mit Josef Streiter und anderen Gleichgesinnten geschult, gutes Verständnis besessen haben, aber sie war ferne davon, sich auf solchem Gebiet festhalten zu lassen. Sie schrieb, wie die Antworten erraten lassen, ebenso gern von dem, was die Frau näher angeht, von den Sorgen des Hauses und der Wirtschaft, selbst ihre Kühe hat sie dem befreundeten Professor, wie er scherzend klagt, immer wieder in den Weg getrieben. So blättert man mit Genuß in den vergilbten Blättern, der bezaubernde Reiz einer sinnigen deutschen Frau, einer Norddeutschen, die in Bozen heimisch geworden, verdiente in noch hellerem Glanz als es hier geschehen kann, lebendig erhalten zu werden. Fröhliche und ehrlich gemeinte Geburtstagswünsche waren zwischen Frau Wendlandt und Theodor Sickel, wie auch die folgenden Beispiele zeigen, allezeit Brauch. So mag es, nachdem die beiden längst die Augen geschlossen, an der Zeit sein, zu dem 100. Geburtstag des Gelehrten mit gütiger Erlaubnis des Besitzers den Schleier von diesen Zeugnissen reinster und schönster Menschlichkeit zu heben.

Anhang

Briefe von Theodor Sichel an Frau Wendlandt.

(Im Besitz von Herrn Justizrat Thomsen in Bozen.)

(1)

Milano li 17. sett. 1857.

Gnädige Frau.

Sechs Wochen habe ich an mir die wahrheit des alten spruchs erprobt: où peut on être mieux qu'au sein de la famille — und nun auf einmal wieder zur pein der einsamkeit verdammt. Da suche ich meinen einzigen trost darin, mit den freunden in der ferne zu plaudern und gedenke vor allen derer, deren freundliches lebewol mir noch im ohre klinget. Ist mir doch auch seitdem so gar nichts begegnet, was durch seine eindrücke die erinnerungen von Campil hätte abschwächen können. Von meiner reise vermag ich kaum etwas zu berichten. Zwischen Botzen und Roveredo ist mir nur aufgefallen, daß eine strecke des wegs mit trauerweiden bepflanzt ist: wer mag diesen absonderlichen gedanken gehabt haben? Als ich durch die Vorstadt von Verona fuhr, fiel mir das erste schöne, ein sehr schönes italienisches gesicht auf, aber von jener schönheit, der erst ein amoroso oder ein künstler leben und ausdruck geben muß; das ist nicht mein geschmack und der anblick vermochte auch weiter nichts als mich einen moment aus meiner theilnahmslosigkeit aufzuwecken. Voilà tout ce qui m'est arrivé en voyage, mais ce n'est partout ce que j'y ai éprouvé. Die blutreinigende traubenkur hat in mir wieder allerlei flüssig gemacht; ich glaube jünger geworden zu sein. Ich habe selbst wider lust gespürt verse zu machen, was mir seit sieben jahren nicht passirt war und was in folge davon auch recht schlecht ging, um so schlechter da ich

die haute école des Pegasus, die metrik nie durchgemacht habe: Dennoch gebe ich eine probe ihrem urtheil preis. — Ich sah ein blümlein wunderschön — es stand auf steilen bergeshöhn — ich hätt's mir gern gepflücket — den hut damit geschmücket — der fels jedoch war mir zu hoch — ich konnt' es nicht erreichen. — Ein vogel sang so wunder-voll, daß mir das herz vor freude schwoll; ich hatt' nur éin verlangen, ihn für mich einzufangen; zu schnell jedoch er weiterflog, ich konnt' ihn nicht erreichen. — Es trieb 'ne perle gar so zart die see vorbei am strande hart, hätt' ich sie greifen können, niemand möcht' ich sie gönnen; sie trieb jedoch fort auf der wog', ich konnt' sie nicht erreichen. — Ich kenn' wol bessern sängersmann, der was er fühlt auch singen kann; drum hallen seine lieder in allen herzen wieder; für mich jedoch ist das zu hoch, ich kann es nicht erreichen. — Nun ich erwarte nur ihre kritik gnädige frau und hoffe sie wird in jeder hinsicht so ungnädig ausfallen, daß mir die knabenhafte laune wieder verse machen zu wollen wieder vergehn und mich in ruhe lassen wird. — Nun da ich von den letzten tagen gar nichts zu erzählen weiß und mir doch noch durch's schreiben die langeweile vertreiben muß, will ich etwas weiter zurückgreifen und noch nachträglich von meiner reise nach Botzen erzählen. Als ich über den Stahremberger see fuhr ging mir wieder ein gedanke durch den kopf, der mir jedesmal gekommen, wenn ich die Alpen überschritten habe. In jedem einzelnen von uns steckt doch noch etwas von der sehnsucht unsrer alten Germanen nach dem süden. Schon bei den Teutonen war es etwas mehr als raub und plünderlust, was sie trieb Rom zu überfallen. Und wie hätten die kaiser des mittelalters ihre geld, menschen und freiheit kostenden Römerzüge unternehmen können, wenn nicht das ganze volk, fürsten edle und unedle diesen drang nach süden getheilt hätten? Heute ist es noch so; nur sind wir civilisirter und demütiger: wir eröffnen uns den weg durch die engpässe mit geld und beanspruchen diesseits nur noch gastfreundschaft, nicht herrschaft. Aber auch so bleibt

das land, wo die citronen blühn, für uns mehr oder weniger verderblich. Und es ist als wollte uns deshalb die natur abhalten die felsengrenze, die sie aufgethürmt hat, zu überschreiten. Nähern wir uns vom norden den Alpen, so wird die landschaft schon lieblicher und anziehender, sie möchte uns fesseln und festhalten auf deutscher erde. Hier möchte ich mir hütten bauen, denkt so mancher beim anblick der nördlichen Alpenabhänge mit ihren freundlichen wohnlichen seegestaden, und doch wandert er immerzu auf die schneebedeckten berge zu, die von weitem noch viel unwirthlicher und unwegsamer scheinen als sie es wirklich sind. Wir haben eben nicht eher ruhe, als bis wir über die felsenmauer hinab steigen können. Lustig schnell geht's dann herab, hüpfend wie die südwärts fließenden bäche und wer nicht zufällig, wie ich, unterwegs ein gastlich einladendes haus findet, ruht nicht eher, als bis er ganz in welschem land, unter welschen leuten ist. So fühlte und dachte ich auf der fahrt über jenen see; ich dachte an alles was mir je in Italien passirt, an das fieber selbst mit dem ich zuletzt den aufenthalt büßte. Und ich personificirte mir welsches land und welsche leute und besang sie als *petite fadette* und als *petite enchanteresse*. Ich wollte mich gegen sie wehren, ich malte sie mir von ihrer schönsten und verführerischsten seite aus, um das blendwerk um so entschiedener zurückzuweisen und ich rief ihr meinen guten vorsatz in unhöflichem refrain zu: *va-t'-en, tu ne m'eblouis plus!* Aber kaum fühlte ich mich wieder von südlicher luft angeweht da waren die vorträge hin, wie eintagsblumen über nacht, und wie ein spott gegen mich selbst stehn jene geharnischten verse in meinem notizbuch. Ich müßte jetzt ein neues gedicht über das thema machen: *l'homme propose, dieu dispose*; denn es ist wider meinen willen ganz anders gekommen. *Vatene foglio gentil a chi io amo* — italienische, venetianische stropfen summen mir wieder im kopf. Eh bien, ainsi soit-il!

(2) Werthezte Freundin.

Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so steht ein wichtiger Jahrestag bevor, den ich als historischer Philister nicht unbeachtet lassen darf. Mit Recht feiert die Menschheit die Tage, an denen grosse Geister geboren sind und sich herabgelassen haben unter uns Erdenkindern zu weilen, mit uns [zu] leben. Freilich ist und bleibt ihr Wesen uns zumeist ein Räthsel. Bald erscheinen sie uns als gute Geister, für die wir keinen bezeichnenderen Namen haben, als: Sie sind ein Engel. Aber damit erschöpfen wir doch nicht alle Seiten ihres grossen, über unsre gewöhnlichen Begriffe hinausgehenden Wesens. Ein andres Mal erscheinen sie uns mehr dämonisch oder neckisch, als Quälgeister oder Kobolde, wie wenn sie uns etwa gleich Irrlichtern in die Ferne locken, über Berg und Thal, und uns dann plötzlich, wie mir noch jüngst in Innsbruck geschah, verschwinden und verlassen, nachdem sie uns den Geist verwirrt haben — oder wenn sie uns frohe freundliche Botschaft verheissen und dann unsrer Erwartung spotten.

Nun, der Mensch versuche die Götter nicht und suche sie nicht zu ergründen. Er beuge sich in Demuth vor ihrer unerfaßlichen Grösse und bringe ihnen im Glauben seine Huldigung dar. Und so will ich denn ohne weiter zu grübeln den dem besonderen Cultus bestimmten Tag der Erscheinung feierlich begehn, meiner Schutzgöttin einen Hymnus singen, daß sie noch lange zu Lust und Leid für uns unter uns wandle, und auch für mich als einen ihrer treuesten Verehrer lebe, und ihr als Libation mir im Gedanken an sie an diesem Tage eine Flasche süssen Weines spenden.

Bis zu dem festlichen Augenblicke darf ich aber die Welt wohl noch mit nüchteren Auge[n] betrachten und von ihr in hausbackener Prosa reden.

Ich hoffe, daß Wendtland glücklich und gestärkt heimgekehrt ist; ich wünsche, daß Ihnen allen ein vergnügtes Winterleben bevorsteht. Ihn, Ihre Mama, die Herrn Minister und das ganze Volk der Edlen, Erlauchten und Geehrten

Ihrer Residenz grüsse ich freundlichst. Ich trinke allen morgen ein Prosit zu, aber der längste, tiefest gefühlte Zug soll dem Geburtstagskinde gelten.

Ich bitte Sie endlich mir gelegentlich einmal Nachricht zu geben, aber nur nicht in armenischer Schrift, noch auch im Stil physikalischer Vorträge, denn jene verstehe ich nicht, und diese stößt mich ab wie negative Electricität. Lassen Sie sich herab, mit mir, wie Sie es ja vortrefflich verstehn, in der Sprache zu reden, die auch der Philister, zu dem ich nun wohl oder übel in Wien wieder geworden bin, zu fassen und zu würdigen weiß.

In treuer Freundschaft und aufrichtiger Verehrung Ihr

Th. S i c k e l.

Wien, IX., Berggasse 4. 9. Oktober 1869.

Wien, 18. 1. 72.

(3) Hochverehrte Freundin.

Ueber die Feiertage war ich fort. Eigentlich wollte ich nach Berlin, fühlte mich aber zu grösserer Reise im Winter nicht wohl genug, scheute mich auch in einem Augenblicke in Berlin zu erscheinen, wo ich als Bittsteller betrachtet werden konnte. Nach Wien heimkehrend fand ich Ihren Brief vom 29., der mich unendlich erfreute, weil Sie meiner so freundlich und vertrauensvoll gedachten, noch mehr weil er mir Sie als dem Leben, zumal dem geistigen Leben wiedergewonnen zeigte. Nur die dringendsten Geschäfte, wie sie Neujahr mit sich bringt, wollte ich erledigen und dann Ihnen sofort antworten. Aber zuvor schon hatte mein Arzt und Freund, der Professor der Chirurgie Dittel erkannt, woran ich seit Wochen litt, was mich kaum schmerzte und mir doch fast täglich Schüttelfrost und Fieber brachte. Ich hatte am linken Fuß eine Gelenksentzündung, die von mir nicht gekannt und arg vernachlässigt einen hohen Grad

erreicht, selbst die Beinhaut ergriffen hatte. Ich mußte mich gleich legen und ganz still liegen, so daß ich nicht zu schreiben vermochte. Nach einigen Tagen mußte die Geschwulst geöffnet werden , heute versuche ich zum ersten Male, statt zu liegen, zu sitzen, und da setze ich mich gleich zum Schreibtisch Ihnen zu antworten. Ich hoffe daß dieser Krankenbericht mich in Ihren Augen vollständig entschuldigt, daß ich Ihnen 14 Tage hindurch nur in Gedanken geantwortet habe.

Ich fahre noch fort, weil ich mir damit die Brücke schlage zur eigentlichen Erwiderung auf Ihren lieben Brief, von mir selbst zu reden. — Ueber 15 Jahre bin ich in Oesterreich. Da verwächst man vielfach mit Land und Leuten. Und doch habe ich hier noch nicht Pfahlwurzel geschlagen. Ich empfand das lebhaft 1866. Mehr noch in dem grossen Jahre 1870/1. Es hat mich sehr geschmerzt, so gar nicht Antheil haben zu können an den Großthaten unseres deutschen Volkes und bei aller Theilnahme doch zur Rolle des müssigen Zuschauers verurtheilt zu sein. Ich hätte das gern nachgeholt, ich möchte wenigstens an den allen Deutschen obliegenden Friedensaufgaben der Gegenwart und Zukunft mitwirken. Es bot sich mir dazu einige Aussicht. Academische Lehrer meiner speciellen Richtung giebt es im Reiche sehr wenige und geschätzt werden wir mehr und mehr in dem Maaße, als die Richtung als eine ersprießliche erkannt wird. Es ist daher oft in einflußreichen Kreisen auch von meiner Berufung die Rede gewesen. Viele hielten mich speciell geeignet für Strassburg. Unter der Hand gab ich auch meine Bereitwilligkeit kund. Da hätte ich freudig als Deutscher gewirkt. Meine Hoffnung hat sich aber nicht verwirklicht. Gutunterrichtete Freunde versichern mir, daß ich deshalb bei Strassburg nicht in Betracht gekommen sei, weil man mich nach Berlin zu berufen wünsche, sobald die beabsichtigte Dotation neuer Lehrkanzeln und so auch einer für Diplomatie von den Kammern genehmigt sei. So stehe ich noch meiner Zukunft unkundig da. Mein erster

Wunsch geht dahin nach Deutschland heimzukehren und als academischer Lehrer nicht allein junge Gelehrte sondern auch gute Patrioten heranbilden zu können und so selbst nicht allein als Gelehrter sondern auch als Patriot volle Befriedigung zu finden. Würde aber auch jetzt dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehn, so müßte ich um meiner selbst willen mich hier anders stellen als so viele Jahre hindurch. Ich habe bisher nie meines Wissens gegen die Pflichten eines oesterreichischen Staatsdieners gehandelt, aber ich habe positiv nicht mehr geleistet als es das specielle Lehramt erforderte, ich bin nicht darüber hinaus als Mann und Staatsbürger für die besonderen Aufgaben dieses Gemeinwesens eingetreten. Darum bin ich auch nicht ganz mit den Verhältnissen innerlich verwachsen, darum habe ich der rechten Befriedigung entbehrt. Muß ich also, was sich in diesem Jahre entscheiden wird, auf Heimkehr nach Deutschland verzichten, so muß ich fortan hier andre Stellung nehmen.

Und nach diesem Selbstbekenntniß zu den von Ihnen aufgeworfenen Fragen. Ich bin so offen, daß ich Sie sogar zu erwägen bitte, ob Sie alle meine Äusserungen Streiter mittheilen können.

Was will die neuste Ära besagen? Die Sache des Volks und der Freiheit hat mit ihr nur eine Frist gewonnen. Das Ministerium für sich allein, wenn es auch ehrliche und zum Theil sehr befähigte Männer erhält, ist den absolutistisch-katholischen Tendenzen in den obersten Kreisen nicht allein nicht gewachsen, sondern hat sich in arger Unterschätzung der Dinge und in gleich arger Selbstüberschätzung von Anbeginn an in schiefe Stellung gebracht. Das Ministerium hat sich in 3 wichtigen Fragen Bedingungen vorschreiben lassen. Sie wähten und wähen noch daß sie einmal am Ruder die Bedingungen entkräften könnten. Arge Täuschung. Das zeigt sich schon jetzt bei der galizischen Frage. Sie sind auf den unklaren Wunsch eingegangen, einen Ausgleich mit den Polen anzubahnen. Ihre Rechnung dabei ist daß die Polen so viel fordern werden,

daß der Hof von seinen Neigungen geheilt werden müsse, d. h. dieser selbe Hof, der sich die czechischen Fundamentalartikel gefallen ließ und nur bedauerte sie nicht annehmen zu können. Hier also haben sich die neuen Minister als Politiker nicht bewährt und werden an diesem und ähnlichem Irrthum zu Grunde gehn. Um so mehr da sie sich einer wahren Incarnation der entgegengesetzten Tendenzen oben gegenüber befinden. Heute bedarf man dieses Ministeriums um die Staatsmaschine in Gang zu erhalten. Man nimmt dabei gern noch in Kauf, daß mehrere vortreffliche Fachminister sind und als solche wahrscheinlich einige gute und dringliche Verwaltungsreformen durchführen werden, deren auch der absolute Staat heutzutage nicht mehr ent-rathen kann. Aber nur als solches Nothwerkzeug läßt man sich dies Ministerium gefallen und wacht eifersüchtig darüber, daß es sich nicht befestige, daß es vielmehr in der Luft schweben um in beliebigem Augenblick wieder an die Luft gesetzt werden zu können. Ein einzelnes aber sehr bezeichnendes Factum wurde mir jüngst erzählt. Während der Adressedebatte war Hofball. Auf dem redete der Kaiser einen Fürsten der feudalen Partei an und äusserte sich, daß die Annahme der Adresse im Herrenhause, dessen Mitglied der Angeredete ist, allerdings zu wünschen sei, daß aber auch zu wünschen sei, daß sie nicht mit zu grosser Majorität angenommen werde. So also steht das Ministerium nach oben. Wird das erst in grösseren Kreisen bekannt, so wird es auch nach unten den Halt verlieren. Was dann folgt, haben wir schon so oft erlebt, daß ich gar nicht auszusprechen brauche was ich erwarte. Wir drehen uns noch immer im Kreise herum. Der Fehler liegt zum grossen Theile im Centrum.

Wollen Sie mich noch Schönseher nennen, nachdem ich Ihnen die Dinge, wie sie mir berichtet werden und mir erscheinen, dargestellt habe? Ich sehe vielmehr sehr schwarz. Aber doch gebe ich den Kampf nicht auf. Oesterreich muß als Staat erhalten bleiben und muß ein moderner Staat

im besten Sinne werden. Das erfordert schon das Heil des deutschen Reichs, welches Gott vor der Riesenaufgabe hier eingreifen zu müssen bewahren wolle. Es erfordert es ferner die noch über allen Fragen der Staatsbildung stehende Sache des deutschen Geistes. Wie die Dinge in den heute Oesterreich genannten Gebieten liegen in Folge historischer Entwicklung, kann der deutsche Geist nur in der Form des deutschen Oesterreich zur Geltung kommen. Wenn ich somit bisher freilich nur in theoretischem Räsonnement für Oesterreichs Fortbestand eintrete, es aber auch in Praxi thun werde, sobald ich weiß, daß ich hier bleiben muß, so bin ich dabei durchaus ehrlich und komme mit meiner Begeisterung für das deutsche Reich durchaus nicht in Conflict. Und so weise ich denn auch Ihre trübe Auffassung zurück, daß man bewußt oder unbewußt Lug und Trug fröhne, wenn man als Deutscher mit Leib und Seele und andererseits als entschiedener Kämpfe für Fortschritt aller Art noch Oesterreicher sein wolle. Suchen Sie einmal auf meinen Gedankengang einzugehn, ob er Ihnen nicht doch Beruhigung bringen kann. Ich komme sonst gern wieder auf das Thema zurück, ein nächstes Mal, da ich jetzt noch andre Dinge berühren muß.

Nochmals ich freue mich Ihres Wiedererwachens. Ich danke es allen denen, die Ihnen dabei zur Seite stehen, Streiter insbesondere, den ich freundlichst grüssen lasse. — Mit der Photographie haben Sie mir rechte Freude gemacht. — Die deutsche Zeitung genügt auch mir noch nicht, obgleich sie einige Fortschritte gemacht hat.

Daß Sie mein längeres Schweigen um des Anlasses willen mir zu gute halten, können Sie mir nicht besser bezeigen als durch baldige Antwort, die dann nicht so lange auf Erwiderung warten soll. Möge sie mir auch die Kunde bringen daß es Ihnen so gut geht, als es Ihnen und Ihrer Mutter von Herzen wünscht

Ihr treu ergebener Freund

Th. S.

IX. Berggasse 4.

Rom, 29. December 1896.

(4) (Herr Kiene möge die Güte haben, seine schärfste Lupe herzuleihen, um diese Perlschrift zu entziffern.)

Hochverehrte Frau und Freundin.

Ihr werther Brief vom 14. war der allererste, der mir als Geburtstagskind zuging und mich mahnte daß ich doch kein Kind mehr sei und als 70er mich benehmen solle. Trotzdem waren mir Ihre und Ihrer Hausgenossen Glückwünsche höchst willkommen; ich statte hiermit auch meinen gebührenden Dank ab. Aber die kleine Mahnung schlage ich mir aus dem Sinne. Wissen Sie mit welchen Worten das mir vom Collegen R. Zimmermann gewidmete Gedicht schloß? „Bleibe immer 70 Jahre jung!“ Ich kann auch sagen, daß ich bis jetzt im 71. Lebensjahre auch noch keine Wandelung oder Verkalkung wahrnehme. Will ich also so lange als möglich jung bleiben, so kann ich mich ja auch auf Sie, die allerdings an Jahren weit jüngere, und auf Ihr Beispiel berufen. Denn bei dem feierlichen sich bis zur Olympiadenrechnung erhebenden Tone bleiben Sie nicht lange, sondern der angeborne Kobold kommt bald wieder zum Vorschein und flüstert und schäkert so süß wie in den Carnevalstagen von Anno dazumal. Bravo! rufe ich dazu, daß Sie wieder gesund (Wasser thuts freilich nicht, sagen unsere Theologen, aber wenn in Ihrem Falle wirklich das Wasser Wunder gethan hat, ist es mir auch recht) und menschenfreundlich und lustig geworden sind. Und so lassen Sie auch mich heiter sein bei allem meinem Ernst und geben Sie den Segen dazu, woran mir immerdar gelegen war.

Uebermorgen ist Silvester. Bis dahin werden doch diese Zeilen in Bozen eintreffen. Sie sollen Ihnen und Ihrem ganzen Kreise unsre allerbestgemeinten Glückwünsche zum neuen Jahre bringen. Wir feiern den Abend auf unsrer schwarzen, aber an dem Abend ganz heiteren Botschaft. Stosse ich da mit meinem Weibchen an, so gilt das auch

Ihnen. Ich rechne auf den gleichen Gegendienst, der ja wohl im Himmel seine Wirkung thun wird.

Meine arme Frau leidet an Gicht. sie lässt durch mich Sie, Fräulein Lucie und Kiene's grüßen. — Ich hoffe, daß neben diesen Grüßen auch die meinigen noch etwas gelten, zumal bei Ihnen, an die mich ein günstiges Geschick schon seit 42 Jahren kettet, ohne daß ich an Leib und Seele Schaden genommen hätte. Ich bin also ganz bereit, Ihnen auch im J. 1897 noch den Hof zu machen, mit Ihnen auch zur Kurzweil ein Hühnchen zu rupfen, Sie schmolten und wieder gut zu machen. Also morgen wieder lustig und so fort, so lange es dem lieben Gott gefällt. Vor allem lustig, wenn wir einmal wieder nach Gries kommen, mit unsern dortigen lieben Freunden.

In aller Freundschaft und Anhänglichkeit

Ihr alter und junger

Sickel.

Anmerkung. Die gefällige Vermittlung der mir gewährten Erlaubnis zur Benützung der im Besitz von Herrn Justizrat Thomsen und Frau Oberst Rosine von Pütz befindlichen Sickelbriefe verdanke ich Herrn Staatsarchivar Dr. Santifaller in Bozen, einige Nachrichten über Sickels Meraner Zeit gefälligen Mitteilungen von Herrn Dr. Piff, die über den Kreis von Wilhelm Henzen meinem verehrten Kollegen, Herrn Prof. Hermann Egger in Graz. Über den dem Wiener Institut für Geschichtsforschung gehörigen wissenschaftlichen Nachlaß Sickels gibt mein Buch: „Theodor Sickel, Denkwürdigkeiten aus der Werdezeit eines deutschen Geschichtsforschers“ (München 1926) nähere Auskunft. Anstatt der dort S. 317 angekündigten Veröffentlichung im „Schlern“ erfolgt die hier vorliegende.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1927

Band/Volume: [006](#)

Autor(en)/Author(s): Erben Wilhelm

Artikel/Article: [Theodor Sickel's Beziehungen zu Tirol. 289-308](#)